

HELEN CHRISTEN, Genf und Freiburg/Ü.

Wo chiente mer hi:
Zum Überleben eines sprachhistorischen Fossils

wo chiente mer hi?

*wo chiente mer hi
wenn alli seite
wo chiente mer hi
und niemer giengt
für einisch z'luege
wohi dass me chiem
we me gieng*

Kurt Marti: Rosa Loui. Neuwied/Berlin 1967.

1. Einleitung

„Wo chiente mer hi“ (‘wo kämen wir hin’), wenn wir jeden Vokalwechsel, auch alle jene, die in den sechs Konjunktiv-II-Formen zu den Verben *gehen*, *sagen*, *kommen* in Kurt Martis Gedicht auf so knappen Raum belegt sind, inflationär als „Ablaut“ bezeichnen würden?¹

Im folgenden soll es weniger um die Diskussion gehen, welche Vokalalternationen wir als Ablaute gelten lassen wollen, sondern um die Frage, welche dieser Laute von aktuellen Sprecherinnen und Sprechern überhaupt für fähig erachtet werden, den Verbalmodus markieren zu können. Den Vokalen der Stammsilben, wie wir sie in Martis Gedicht in den Konjunktiv-II-Formen *chient(te)* und *gieng(ti)* belegt haben, gelten also die folgenden Ausführungen. Diese Vokale sind im Hinblick auf schweizerdeutsche Dialekte deshalb beson-

¹ Nach mündlicher Mitteilung eines früheren Assistenten und jetzigen Beiträgers dieser Festschrift soll sich der Jubilar zu Zeiten seiner Freiburger Lehrtätigkeit darüber aufgehalten haben, wie unbekümmert vor allem in der schweizerdeutschen Dialektologie der Begriff „Ablaut“ gebraucht werde. Ich nehme diese Äusserung als Anregung auf und lasse mich - liebäugelnd mit den Arbeitsgebieten des Jubilars - auf den Konjunktiv II von starken Verben ein.

ders interessant, weil der synthetisch gebildete Konjunktiv II der starken Verben die einzige Realisierungsmöglichkeit für die Ablaute des Präteritalstammes ist, nachdem das Präteritum - und damit die formale Basis für den Konjunktiv II - als Tempusform in den alemannischen Dialekten vollständig verschwunden ist.² Es stellt sich also die Frage, ob sich unter diesen „erschwerten“ Realisierungsbedingungen überhaupt noch ein schweizerdeutsches „Sprachgefühl“ für die präteritalen Ablaute hat erhalten können. Nicht dem tatsächlichen Gebrauch des (synthetischen) Konjunktivs wird im folgenden das primäre Interesse zuteil, sondern der Einschätzung von heutigen Sprecherinnen und Sprechern, und damit der Frage, welche „Konjunktivvokale“ sie bei welchen Verben für möglich halten. Was den Gebrauch des Konjunktivs betrifft, so hat Nübling (1997) in überzeugender Weise die Daten aus vorliegenden Mundartgrammatiken und dem Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) ausgewertet, wobei hier aber zu bedenken ist, dass sie - insbesondere was die tendenziell archaisierenden Mundartgrammatiken betrifft - damit wohl nicht den aktuellen Sprachstand erfasst hat.

Dass der tatsächliche Gebrauch des Konjunktivs und die Einschätzung der Richtigkeit seiner formalen Ausprägungen in einer Wechselbeziehung zueinander stehen, ist unbestritten. Ich gehe allerdings davon aus, dass sich in Fällen, wo Wahlmöglichkeiten - wie hier zwischen verschiedenen formalen Ausdrucksmöglichkeiten von Konjunktiven - bestehen, sich ein „passives“ Sprachgefühl auch für jene Formen ausbildet, die man selber nicht unbedingt benutzt.³ Die nachfolgenden Ausführungen sollten also erhellen, welche Vokalwechsel nach Einschätzungen heutiger Sprecherinnen und Sprecher zu möglichen dialektalen Konjunktivformen führen.

Einleitend soll der Begriff *Ablaut* geklärt werden, in den anschliessenden Abschnitten werden die Besonderheiten der Frequenz und der Formenbildung des Konjunktivs und seine diachrone und synchrone Varianz betrachtet. Diese Ausführungen bilden die Basis zur empirischen Untersuchung, die nachfolgend vorgestellt und erläutert wird.

2. Ablaut: Definitionen, Vorkommen

Unter *Ablaut* versteht Bussmann (1990: 43) „de[n] systematische[n] Wechsel bestimmter Vokale in etymologisch verwandten Wörtern der indoeuropäischen Sprachen“. Im Deutschen können durch solche systematischen Vokalwechsel

² Zum Präteritumsschwund vgl. die kommentierte Forschungslage in Graf (1977: Kap. B 4).

³ Vgl. Coseriu (1988: 132ff.).

verschiedene Tempora beim Verb unterschieden werden (*sing-sang-gesungen, geben-gab-gegeben* usw.). Zudem fungieren Ablaute als (nicht mehr produktive) Wortbildungsmittel (*brechen-Bruch*). Verben, deren Tempusformen sich durch Wechsel des Wurzelvokals unterscheiden, werden als starke Verben bezeichnet. Dies im Gegensatz zu Verben, die den Tempusunterschied durch bestimmte Endungen ausdrücken und als schwach bezeichnet werden (*lachen/lachte/gelacht*).⁴

Verschiedene abgelautete Vokalqualitäten und -quantitäten werden bereits für das Indogermanische angenommen und als Folgen von unterschiedlichen Akzentregeln betrachtet, die sich im Laufe der Zeit auf die Qualität und Quantität der Vokale ausgewirkt haben. Dass wir im heutigen Deutschen (und in anderen indogermanischen Sprachen) bei verschiedenen Verbformen des gleichen Verblexems Vokalalternanzen von der Art *singen - sang - gesungen* realisieren, hat also damit zu tun, dass die ursprünglich gleichen Vokale sich unter dem Einfluss des musikalischen und des dynamischen Akzents verändert haben. Dass die Vokalvarianz in jenen heutigen indogermanischen Sprachen, die die Ablaute bewahrt haben, nun nicht bei allen Verben gleich ist, hat natürlich einen Zusammenhang damit, dass verschiedene indogermanische Vokale in verschiedenen lautlichen Umgebungen zugrunde liegen und dass sich verschiedene und einzelsprachlich unterschiedliche Lautwandel und unterschiedliche morphologische Analogiebildungen im Laufe der Zeit differenzierend ausgewirkt haben.

Die historischen Grammatiken fassen die bei den Verbformen vorkommenden Vokalalternanzen nach morphologischen Kriterien zu Ablautreihen zusammen. Diese Ablautreihen, die sich bis zum heutigen Tag wegen der erwähnten lautlichen Veränderungen stark aufgeächert und differenziert haben,⁵ werden in den traditionellen Grammatiken an den sog. Stammformen des starken Verbs demonstriert, d.h. in Grammatiken älterer Sprachstufen am Infinitiv, am Präteritum Singular, am Präteritum Plural und am Partizip Perfekt (vgl. mhd. *binden, band, bunden, gibunden*). In den Grammatiken der Gegenwartssprache dagegen sind nur noch der Infinitiv, der durch analogen Ausgleich einheitlich gewordenene Präteritalstamm der 1./3. Person Singular und das Partizip II relevant. Diese Formen sind Ausgangspunkte für die Bildung aller übrigen Formen.

⁴ Schwache Verben sind sprachgeschichtlich jüngere Bildungen, die im Vergleich zu den ursprünglicheren wurzelflektierenden Verben als Neuerungen betrachtet werden müssen (vgl. Kern/Zutt 1977: 35). Neben den schwachen und starken Verben existiert bekanntlich eine dritte, unregelmässige Kategorie, bei der sowohl Vokalwechsel als auch Dentalsuffixe vorkommen (vgl. *senden, sandte, gesandt*).

⁵ In der Standardsprache gibt es heute 41 Subklassen mit einer jeweils unterschiedlichen Lautkombination (vgl. Kern/Zutt 1977: 19, 29; DUDEN 1984: 126 ff.).

Der Ablaut hat in den Partizipien und im (standardsprachlichen) Präteritum einen vergleichsweise unangefochtenen Platz in der Formenbildung.⁶ Der Konjunktiv II weist nun aber sowohl von seiner Frequenz als auch von seiner Formenbildung her Besonderheiten auf, die bei der Realisierung von abgelauteten Konjunktiv-Formen zu Problemen führen können. Diese beiden Gesichtspunkte sollen im folgenden ausgeführt werden.

3.1 Zur Frequenz des Konjunktivs

Was die Frequenz des Konjunktivs betrifft, so kommt dieser im Vergleich zum Indikativ relativ selten vor.⁷ In gesprochener narrativer Alltagssprache beträgt der Anteil der Konjunktive an den flektierten Verbformen deutlich weniger als 10%.⁸ Diese geringe Frequenz lässt sich auf die Funktion des Konjunktivs zurückführen,⁹ die mit „Relativierung des durch die Aussage bezeichneten Sachverhalts“ (Busmann (1990: 407) oder mit „Kennzeichnung einer ‘anderen Welt’“ (Graf 1977: 131) umschrieben werden kann. Das sprecherseitige Ausdrucksbedürfnis, eine Sachverhaltsdarstellung zu relativieren, ist wohl natürli-

⁶ Einschränkung muss allerdings davon ausgegangen werden, dass (insbesondere niedrig frequente) starke Verben zur schwachen Flexion neigen und Verb-Entlehnungen schwache Flexionen zugewiesen werden, das schwache Bildungsmuster also das allein produktive ist.

⁷ Die syntaktisch-semantischen Umgebungen, die einen Konjunktiv verlangen, scheinen noch im letzten Jahrhundert zahlreicher gewesen zu sein als heute (vgl. die früher üblichen Konjunktive in Final- und Konzessivsätzen). Diesbezüglich dürfte von einem Schwinden des Konjunktivs gesprochen werden (vgl. Graf 1977: 33).

⁸ Graf (1977: 391) weist für sein Korpus gesprochener Sprache 2,8% Konjunktivanteile an allen Finita aus. Jäger (zitiert nach Graf 1977: 391) kommt auf 7,92%, Rohrer (zitiert nach Graf 1977: 391) auf 7,58%, Christen (1998) auf 7,1%.

⁹ Die Konjunktive I und II unter funktionalem Aspekt hier zusammenzufassen, ist gut begründet: Der Unterschied zwischen Konjunktiv Präsens und Konjunktiv Präteritum ist nämlich kein temporaler (mehr), wie zwar einerseits die Formenbildung, aber auch die älteren Bezeichnungen „Konjunktiv Präsens“ und „Konjunktiv Präteritum“ eigentlich suggerieren. Der Verlust der Temporalität zeigt sich daran, dass anstelle des Konjunktiv I - wenn dieser formal an Deutlichkeit zu wünschen übrig lässt - auch ein Konjunktiv II verwendet werden kann, ohne dass sich an temporalen Aspekten etwas ändern würde. Der quasi austauschbare Gebrauch von Konjunktiv-I- und -II- Formen „hatte zur Folge, dass keine eindeutige Kennzeichnung für präteritale Vorgänge im Konjunktiv mehr vorhanden war: Sie entwickelte sich dementsprechend in Form von Umschreibungen, die wir bis heute für vorzeitige konditionale Geschehnisse kennen: *ich wäre gekommen; ich hätte genommen*.“ (Kern/Zutt 1977: 58). So wird von Kern/Zutt (a.a.O.) denn auch folgerichtig für die Terminologie gefordert: „Spätestens vom Zeitpunkt an, da die alten Konj[unktiv] Prät[eritum]-Formen ihren Vergangenheitsaspekt endgültig abgelegt haben, sollte man eher von Konj[unktiv] I und Konj[unktiv] II sprechen.“

cherweise weniger häufig als jenes, einen Sachverhalt zu „dieser Welt“ zugehörig darzustellen. Die geringe Frequenz von Konjunktiven ist zusätzlich dem Faktum zuzuschreiben, dass die Modalisierung nicht allein durch ein morphologisiertes Verbalparadigma ausgedrückt werden kann, sondern dass hierzu auch Satzadverbien (*Wahrscheinlich gibt es dieses Jahr eine gute Ernte*) und Modalverben (*sie soll ihre Arbeit zu Ende schreiben*) gebraucht werden können.

Was die Auftretenswahrscheinlichkeit einzelner konjunktivischer Ausdrucksformen mit Ablautung betrifft, so sind die synthetischen Konjunktivformen zusätzlich dadurch verringert, dass es analytische Konjunktiv II-Formen mit *werden* resp. im Dialekt auch mit *tun* gibt, die bloss noch den Infinitiv der Vollverben nach sich ziehen (siehe unten).¹⁰ Diese analytische Bildungsweise ist prinzipiell für jedes Verb möglich.

3.2 Der Ablaut in Konjunktiv-II-Formen

Der synthetische Konjunktiv II wird bei den schwachen und bei den starken Verben aus dem Präteritalstamm gebildet. Bei den schwachen Verben sind dabei Indikativ und Konjunktiv formgleich geworden; formale Unterscheidungen gelingen nur bei einem Ausweichen auf analytische Konjunktivformen mit *werden* (statt *ich machte diese Reise, wenn ich genug Geld verdiente, ich würde diese Reise machen, wenn ich genug Geld verdienen würde*).¹¹

Der Konjunktiv II der starken Verben wird in der Regel vom abgelauteten Präteritalstamm gebildet.

In Hinblick auf die erscheinenden Ablaute ergeben sich nun Unterschiede zwischen der Standardsprache und den schweizerdeutschen Dialekten.

3.2.1 Standardsprache

In der deutschen Standardsprache sind die starken Präteritalformen des Singular und Plural durch Analogie ausgeglichen worden. Der Unterschied zwischen dem Indikativ Präteritum Singular und dem Plural wird nur noch ganz vereinzelt - und zur besonderen stilistischen Markierung - gemacht (vgl. *er sang / sie*

¹⁰ Die Tendenz zu analytischen statt synthetischen Ausdrucksstrukturen, die hier hinsichtlich des Konjunktivs beobachtet werden kann, führt langfristig zu grundlegenden Veränderungen der morphologischen Systematik, die Werner (1970: 372) wie folgt charakterisiert: „erst die Morphemfolge gibt eine Aussage, die keines der Morphe für sich allein leistet. Wir haben eine hierarchische Struktur, in der das Ganze mehr ist als die Summe der Teile. Die Bedeutung (meaning) ist nicht mehr auf die Ebene der Morphemik, sondern auf die Syntax projiziert.“

¹¹ Vgl. Behaghel (1924: 244): „Dass die Umschreibung zur Herrschaft kam, hängt natürlich damit zusammen, dass abgesehen von Fällen wie *brächte, dächte* bei den Massen der schwachen Verba die einfache Form nicht vom Indikativ unterschieden war.“

sungen). Allerdings taucht nun gerade im Konjunktiv II der alte Pluralpräteritalstamm zumindest bei einigen Verben auch dann noch auf, wenn er im Indikativ bereits inexistent geworden ist (vgl. *sterben-starb-gestorben*; aber Konjunktiv *stürbe*).¹²

Indikativ und Konjunktiv der starken Verben unterscheiden sich formal wie folgt: 1. und 3. Person Singular nehmen im Konjunktiv ein *e*-Suffix zu sich (*ich liesse* vs. *ich liess*), dem diachron ein *i*-Flexiv zugrunde liegt. Bei den Pluralen treten dagegen nur formale Indikativ-/Konjunktiv-Unterscheidungen zu Tage, wenn es sich beim Ablaut um einen umlautfähigem Vokal handelt (*ich fand / ich fände, wir fänden*).

Die synthetischen Konjunktive II der starken Verben weisen damit an einigen Paradigmenstellen tatsächlich eine eindeutige formale Modus-Markierung auf, allerdings ist diese auch hier nicht durchgängig für alle Verben und alle Personenkategorien realisiert (vgl. *sie liessen* 3. Pers. Pl. Indikativ / Konjunktiv Präteritum), ein entschiedener Nachteil gegenüber den analytischen Bildungen, bei denen sich das vollständige Paradigma eindeutig von den Indikativformen unterscheidet.

3.2.2 Schweizerdeutsche Dialekte

In schweizerdeutschen Dialekten liegen bei der Bildung der Konjunktive einige entscheidende Unterschiede zur Standardsprache vor.

Was die formale Bildung des Konjunktivs II betrifft, den Konjunktiv des Präteritums also, so „fehlen“ im aktuellen Schweizerdeutschen, wie bereits einleitend erwähnt, die entsprechenden Stammformen, weil das Präteritum als Temporalkategorie verschwunden ist. Das analytisch gebildete Perfekt, das im Partizip II immerhin einen der beiden Präteritalstämme bewahrt hat, ist als einzige morphologisierte Vergangenheitsform übrig geblieben.¹³ Der Konjunktiv II - und das ist für die vorliegende Untersuchung zentral - ist damit **die** gram-

¹² Auf die formalen Schwierigkeiten der Konjunktivbildung weist auch Wolf Schneider in einer Zeitschriften-Kolumne mit dem Titel „Wenn der Konjunktiv stürbe“ hin (NZZ-Folio Januar 1998, S. 60). Schneider hat jedoch wenig Verständnis für das üblich gewordene Ausweichen auf die *würde*-Paraphrase: „Wer das alles zu schwierig fände, der könnte sich natürlich der modischen Faulheit im Umgang mit der Sprache anschliessen und so sein Scherflein zu ihrer Verarmung beitragen.“

¹³ Die „fehlenden“ präteritalen Ablaute müssen für die Standardsprache gelernt werden, was aber Kindern im allgemeinen kaum Probleme bereitet, wie die folgenden zwei Präteritalformen aus dem Text eines 5 1/2-jährigen Dialekt sprechenden Mädchens dokumentieren, das sich zum Zeitpunkt der nachfolgenden Textproduktion sowohl Lesen / Schreiben (mit Majuskeln) als auch die Standardsprache gerade autodidaktisch und mit Hilfe von älteren Geschwistern beibringt: AN EINEN SCHÖNEN TAG IST ETI KRANGK ER HAT FIBER UNT WO TI KINTER SCHBILEN LIGT ER IM BET PAPA IM TOKTER ALÖITET ER **BRONG** EIN METIKAMENT MIT ALS ETI TAFON **TRANGK** GETS IM BESER. (Hervorhebungen von H.Ch.)

matische Restkategorie, die die ehemaligen schwachen und starken Präteritalstämme durch Formen wie *machti* und *gieng* weitertradiert. Dass es - wie durch Kurt Martis Gedicht ausgewiesen - trotz Präteritumsschwund synthetisch gebildete Konjunktivformen gibt, die dann zwangsläufig immer eindeutig den Konjunktiv markieren, „spricht in der Tat für die Annahme, dass der K[onjunktiv] II in den M[undarten] relativ häufig (gewissermassen ‘häufig genug’) gebraucht worden ist und gebraucht wird.“ (Graf 1977: 117)

Zur Bildungsweise des Konjunktivs II im Schweizerdeutschen ist zu sagen, dass die schwachen Verben die Formen regelmässig durch das (präteritale) Dentalsuffix *-t* und nachfolgender Personalendung bilden (z. B. 1. Pers. Sg. *choufen* - (*ich*) *chouf-t-i* ‘(*ich*) kaufte’) und wegen des fehlenden Präteritums auch nicht Gefahr laufen, mit diesem homonym zu werden.

Die starken Verben werden vom ehemaligen Präteritum Plural abgeleitet. Die Ablaute *u* und *ue* werden dabei im Unterschied zur Standardsprache „eigentlich“, d. h. wenn man von einem archaischen Dialektstand ausgeht, wie im Althochdeutschen nicht umgelautet, *a* dagegen schon (vgl. Konj. *ich fluug*, *ich fuer*, *ich gääb* zu *fliegen*, *fahren*, *geben*). Wie in der Standardsprache kann der Konjunktiv auch analytisch mit ‘werden’ und zusätzlich mit ‘tun’ gebildet werden: *ich wuurd singe* / *ich täät singe*.

Bei den Konjunktiven II der starken Verben kann im Schweizerdeutschen zudem festgestellt werden, dass auch Bildungen vorkommen, die zusätzlich zum Ablaut die Konjunktivflexive der schwachen Verben zu sich nehmen (vgl. Sprachatlas der deutschen Schweiz [SDS] III, 116-129). Graf (1977: 117) räumt diesbezüglich ein, dass „das Dentalsuffix in den ob[er]deutschen M[undarten] teilweise sekundär zu einem Konjunktivzeichen geworden ist“. Diese „doppelte Markierung“ des Konjunktivs, wie sie auch bei *chiemti* und *giengti* in Martis Gedicht nachzuweisen ist, führt zu einer die Flexionsarten übergreifenden Regularisierung der Konjunktivparadigmen.

3.2.3 Diachrone und areale Varianz

Die obige Gegenüberstellung von Dialekt und Standard dokumentiert die synchrone Varianz in der deutschen Konjunktiv-II-Bildung. Was die diachrone Varianz betrifft, so haben die verschiedenen Ablautreihen im Alt- und Mittelhochdeutschen bekanntlich 7 Verbklassen mit einem jeweils zugehörigen Inventar an Verblexemen konstituiert. Wie bereits oben erwähnt, haben sich sowohl in verschiedenen Einzelsprachen als auch in verschiedenen diachronen Stadien einer Einzelsprache durch Lautwandel und durch Analogiebildungen Veränderungen ergeben. Das lässt sich nun auch feststellen, wenn man das Alt- und Mittelhochdeutsche mit der heutigen deutschen Standardsprache und mit verschiedenen Dialekten kontrastiert: Einerseits sind die bekannten regelmässigen lautlichen Veränderungen eingetreten, andererseits haben Analogie-

bildungen dazu geführt, dass einige Verblexeme in aktuellen Varietäten in anderen als den alt- und mittelhochdeutschen Ablautklassen erscheinen, so dass es synchron zu Differenzen unterschiedlicher Natur kommt: Die Ablautreihen in verschiedenen koexistierenden Varietäten sind in Bezug auf die Lautung verschieden und/oder die Lexeminventare, die zu einer bestimmten Ablautklasse gehören, sind nicht deckungsgleich. So verzeichnet beispielsweise der SDS (Bd. III, Karten 116-129) für die Verben *nehmen, sehen, gehen, stehen, lassen, schlagen, sagen, fragen, kaufen, machen, werden* areale Unterschiede in der Formenbildung des Konjunktivs II, die u.a. mit der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Ablautklassen zu tun haben.

Die nachfolgende Tabelle führt nun die lautlich direkten Entsprechungen der alt- und mittelhochdeutschen Konjunktiv-II-Ablaute in den heutigen Varietäten auf. Was die schweizerdeutschen Dialekte betrifft, so sind jene Werte verzeichnet, welche in der Berndeutschen (BE), Luzerndeutschen (LU), Zürichdeutschen (ZH) und Zugerdeutschen Grammatik (ZG) verzeichnet sind:

Tab. 1: Ablaute im Konjunktiv II in verschiedenen Varietäten bei direkten Entsprechungen (= Verben mit Zugehörigkeit zur gleichen Ablautklasse) zu den Bezugsvarietäten Althochdeutsch / Mittelhochdeutsch

	ahd./ mhd.	CH-Dialekte	Standard
Klasse I <i>greifen</i>	<i>griff-</i>	<i>griff-</i> [i] (<i>ich griff</i>) BE (selten), ZG, LU	<i>griff</i> [i] (<i>ich griffe</i>)
Klasse II <i>biegen</i>	<i>bug-/büg-</i>	<i>bug-</i> [u:] (<i>ich buug</i>) ZH, LU, ZG	<i>bög-</i> [ö:] (<i>ich böge</i>)
Klasse III <i>werfen, binden</i>	<i>wurf-/würf-, bund-/bünd-</i>	<i>wurf-</i> [u] (<i>ich wurf</i>) <i>bund-</i> [u] (<i>ich bund</i>) ZH, LU, ZG, BE	<i>würf-</i> [ü] (<i>ich würfe</i>) <i>bänd-</i> [ä] (<i>ich bände</i>)
Klasse IV <i>nehmen</i>	<i>nām-/næm-</i>	<i>nääm-</i> [ä:] (<i>ich nääm</i>) ZH, LU, ZG, BE	<i>nähm-</i> [e:] (<i>ich nähme</i>)
Klasse V <i>geben</i>	<i>gâb-/gæb-</i>	<i>gääb-</i> [ä:] (<i>ich gääb</i>) ZH, LU, BE, ZG	<i>gäb-</i> [e:] (<i>ich gäbe</i>)
Klasse VI <i>fahren</i>	<i>fuor-/füer-</i>	<i>fuer-</i> [uø] (<i>ich fuer</i>) BE (selten), LU	<i>führ-</i> [ü:] (<i>ich führe</i>)
Klasse VII <i>laufen</i>	<i>liof-/lief-</i>	<i>lief-</i> [iø] (<i>ich lief</i>) ZH, LU, ZG, BE	<i>lief-</i> [i:] (<i>ich lief</i>)

Die tabellierte Entsprechungen machen deutlich, dass in einigen der Mundartgrammatiken nicht für alle Ablautklassen dialektale Entsprechungen verzeichnet sind. Während in der zugerdeutschen und in der luzerndeutschen Grammatik sämtliche starken Konjunktive nach den alt-/mittelhochdeutschen Ablautklassen anhand von entsprechenden Verblexemen verzeichnet sind,

führt beispielsweise Werner Marti in seiner berndeutschen Grammatik innerhalb der Ablautreihen eine Rubrik „Konjunktiv II - sofern gebräuchlich“, welche ausschliesslich für die Verben *bleiben, bescheissen, pfeifen, schreiben, helfen, werden, essen, fressen, blasen, fahren, gefallen, halten, schlafen, heissen, stossen* starke Konjunktive angibt, für *werden* übrigens den „dialektal neuen“ Ablaut *ü* (*würd-*). Alle anderen Konjunktive starker Verben - so Marti (1985: 134) - würden schwach flektieren. Auf welchen empirischen Grundlagen die Werte der Luzerner (mit Verbbeispielen für alle Konjunktiv-Ablaute) und der Berner Grammatik (mit nur noch vereinzelt starken Bildungen) beruhen, wird nicht deutlich.

Die sich zwischen Standardsprache und Dialekten abzeichnenden Unterschiede sind also dadurch bedingt, dass erstens unterschiedliche (aber regelmässige) Lautentwicklungen vorliegen (Ablautklasse VII: *ie/i*),¹⁴ dass zweitens die Ableitungsbasis unterschiedlich ist (z. B. Ablautklasse II) oder dass drittens der Umlaut unterschiedlich wirksam wird. Während bei den Verben der II, III und VI Klasse morphologische (und teilweise zusätzlich lautliche) Unterschiede zwischen dem dialektalen und dem standardsprachlichen Konjunktiv II bestehen, sind die Unterschiede der Verben, die in den Vergleichsvarietäten heute zur Klasse I, IV, V und VII gehören, ausschliesslich lautlicher Natur. Zudem ist damit zu rechnen, dass in gewissen Dialekten einzelne Ablautklassen fehlen.

3.2.4 Unsicherheiten in der Ablautbildung

In der Literatur wird im allgemeinen von einem Verschwinden des analytisch gebildeten Konjunktivs ausgegangen. Die Gründe dafür sind in den vorangehenden Ausführungen bereits deutlich geworden: Wegen lautlicher Veränderungen sind die Bildungsmuster der Konjunktive der schwachen Verben kaum mehr bedeutungsdifferenzierend, ein kommunikationserschwerendes Defizit, das mit der *werden*-Periphrase behoben werden kann. Dass selbst bei den starken Verben nicht alle Personalformen in bezug auf Indikativ und Konjunktiv unterschieden werden können, ist vom Gesichtspunkt einer idealen Kodierung ebenfalls ein Manko und möglicherweise einem Wandel zu periphrastischen und eindeutigen Formen förderlich. Bei den an einzelnen Paradigmenstellen aber sehr wohl bedeutungsdifferenzierenden starken Konjunktiven wirkt sich jedoch die geringe Frequenz konjunktivischer Ausdrucksbedürfnisse erschwerend auf die Produktivität der ursprünglich regelmässigen Ablautung aus: Ablaute verlieren unter den reduzierten Gebrauchsmöglichkei-

¹⁴ Je nach Dialekt ist natürlich mit eigenen Lautentwicklungen zu rechnen (vgl. SDS Bd I, II); so können *i* und *u* gesenkt, *u* und *ue* palatalisiert sein, *ä* in offener oder überoffener Vokalqualität realisiert werden.

ten den Status von regelmässigen Flexiven. Die einzelnen Verbformen eines Verbs werden zu Suppletiven im Sinne von Ronneberger-Sibold (1980), die diese definiert als „Formen, die synchron nicht oder nur um den Preis einer exzessiven Allomorphik nach generellen phonologisch-morphologischen Regeln voneinander ableitbar sind.“

Was vom Standpunkt der kognitiven Sprachverarbeitung für die Suppletion gilt,¹⁵ nämlich dass suppletive Formen nur bei hoher Frequenz „behalten“ werden können, trifft sicher auch für den Ablaut zu. So dürften wohl gerade die standardsprachlichen Konjunktive, die von einem archaischen Plural abgeleitet werden (*sterben, helfen* usw.) für heutige Ohren befremdlich klingen und dann entweder durch analytische Formen oder durch „regelmässig“ vom aktuellen Präteritalstamm abgelautete Formen ersetzt werden.

Deutlicher Ausdruck für die Instabilitäten und Unsicherheiten hinsichtlich der Ablautbildung im Konjunktiv II sind die koexistierenden Varianten, die der DUDEN (1984) bezüglich verschiedener Verbformen verzeichnet. Varianz bei der formalen Bildung des Konjunktivs scheint vor allem da aufzutauchen, wo entweder ein ehemals starkes Verb zur schwachen Flexion gewechselt hat (*backen-backte-gebacken* - [*büke* neben *backte*]) oder wo der Konjunktiv nicht regelmässig vom aktuellen Präteritalstamm abgeleitet wird (*gölte* neben *gälte* zu ‘gelten’).¹⁶

Die Vielfalt und damit auch die Unsicherheit, die sich hinsichtlich der standardsprachlichen Ablautung des Konjunktivs II zeigt, müsste nun in den schweizerdeutschen Dialekten mit seinen quasi „erschwerten Bedingungen“ in doppeltem Ausmass anzutreffen sein: Hier kann neben der gleichermassen wirkenden Bedingung der niedrigen Frequenz ja zusätzlich die fehlende präteritale Ableitungsbasis eine „verschärfende“ Rolle spielen.

Tatsächlich finden sich in der Literatur einschlägige Hinweise darauf, dass bezüglich der starken Konjunktive zumindest nicht mit durchgehend kategorischen Formen zu rechnen ist. Die Dubletten (oder Tripletten) im Bereich der Konjunktiv-II-Bildungen sind nun interessanterweise nicht nur bei Verben zu finden, die zur schwachen Flexion gewechselt haben,¹⁷ sondern es gibt auch den wohl weniger erwarteten Fall, dass ursprünglich schwache Verben einen

¹⁵ Vgl. entsprechende Ausführungen zur Suppletion bei Werner (1970), Ronneberger-Sibold (1990), Nübling (1997).

¹⁶ Der DUDEN (1984: 133ff.) führt hinsichtlich der Konjunktiv-II-Bildungen die folgenden Dubletten auf: *büke/backte, beföhle/befähle, begänne/begönne, dingte/dänge, drösche/dräsche, deuchte/dünkte, empföhle/empfähle, fragte/früge, gölte/gälte, gewönne/gewänne, höbe/hübe, hülfe/hälfe, nannte/nennte, rannte/remnte, ränne/rönne, schallte/schölle, schien/scheinte, schwömmе/schwämme, schwüre/schwöre, sandte/sendete, sänne/sönne, spönne/spänne, stünde/stände, stähle/stöhlе, wandte/wendete*.

¹⁷ Vgl. Schirmunski (1962: 512): „In den Schweizer Mundarten lässt sich ebenfalls ein Kampf zwischen den neuen, regelmässigeren schwachen und den alten, nach dem Ablaut gebildeten Formen beobachten.“

starken ablautenden Konjunktiv II aufweisen (vgl. dialektale Ablaute bei *fragen, machen, kaufen*, SDS III, 123-125).¹⁸ Als weiteres Indiz für eine gewisse Unsicherheit in der Ablautbildung sind die Zugehörigkeiten einzelner Verblexeme zu mehreren Ablautklassen. Was z.B. die Ablautklassen mit zugehörigen Verblisten in der Luzerndeutschen Grammatik (Fischer 1989) betrifft, so sind zwar alle Ablautklassen mit Beispielen verzeichnet, es zeigt sich aber, dass bei einigen Verben neben dem lautlich regelmässigen auch die Ablaute *ie* und *ä* verzeichnet sind; der *ue*-Ablaut wird zudem als selten bezeichnet und neben den verschiedenen Alternativen taucht hier auch der „neue“ umgelauteete „Standard-Ablaut“ *üe* (*stüend* 'stände') auf. Beim gleichen Verb - und hier scheint es sich gerade um hochfrequente Kurzverben zu handeln - können offenbar verschiedene Ablaute vorkommen, sodass eine Formenvielfalt entsteht, „die in einer einfachen Aufzählung gar nicht einzufangen ist“ (Lötscher 1983: 98). Für das Verb *kommen* kann mithilfe der Luzerner Grammatik (Fischer 1989) und der Berner Grammatik (Marti 1985) das folgende Formeninventar zusammengetragen werden, dessen formale Vielfalt sich nicht nur den Ablauten verdankt, sondern auch den verschiedenen (bei starken Verben eigentlich redundanten) *(t)i*-Endungstypen: *chäm, chum, chiem, chämi, chämti, chumt, chumti, chiemi, chiemti, chömti*.

Welche Formen von heutigen Sprecherinnen und Sprechern tatsächlich gebraucht werden, ob von einer regelmässigen Variation ausgegangen werden kann, muss einer eigenen empirischen Untersuchung vorbehalten bleiben.¹⁹ In den nachfolgenden Abschnitten soll es ausschliesslich darum gehen, Hinweise dafür zu bekommen, welche Ablaute von heutigen Sprecherinnen und Sprechern schweizerdeutscher Dialekte als richtige oder allenfalls mögliche eingeschätzt werden. Sind die „lautgesetzlich erwartbaren“ Ablaute zu erwarten? Muss wegen Fehlens der Ablautungsbasis und gleichzeitiger geringer Frequenz, welche die Speicherung der „zuständigen“ Ablautreihen erschwert, mit einer noch grösseren Unsicherheit in der Ablautbildung gerechnet werden als in der Standardsprache? Werden Ablaute aus der koexistierenden Standardsprache entlehnt resp. sind Ablaute, die keine „direkte Entsprechung“ in der Standardsprache haben, besonders „schwach“?

¹⁸ Vgl. Zimmermann (1925: 11) zu den Verhältnissen im Emmental: „Ich glaube, annehmen zu dürfen, dass viele der schwachen Formen im Schwinden begriffen sind.“

¹⁹ Auch die Daten von Nübling (1997) beruhen nicht auf einer empirischen Untersuchung des heutigen Sprachgebrauchs.

4.1 Versuchsanordnung

Mit Hilfe eines Tests werden abgelautete Konjunktivformen für 47 Verben auf ihre Akzeptanz hin überprüft. Die Verben vertreten alle 7 Ablautklassen (vgl. Tab. 2, Anhang), zudem sind die 4 schwachen Verben *bellen*,²⁰ *fragen*²¹, *kau-
fen*, *machen*, *passen* aufgenommen worden. 28 der getesteten Verben gehören zu den 100 frequentesten Verben, 19 werden in der gesprochenen Sprache seltener gebraucht.²² Als Testpersonen haben sich 29 Schülerinnen und Schüler einer postobligatorischen Gymnasial- und einer Lehrerseminarklasse zur Verfügung gestellt.²³

Den Testpersonen wurde jedes der 47 Verben mit jenen Vokalqualitäten präsentiert, die im Dialekt oder in der Standardsprache als Ablaute resp. umgelaute Ablaute potentiell vorkommen können (also für jedes Verb die Vokalqualitäten *i*, *u*, *ä*, *ue*, *ie*, und zusätzlich die „standardsprachlichen“ *ö*, *ü*).²⁴ Zudem wird für jedes Verb eine regelmässige schwache Form „konstruiert“ (für *laufen* also auch *lauft-*, für *nehmen* die „schwache Konstruktion“ *nimt-*). Die Testpersonen werden aufgefordert, zu jedem Verb anzugeben, welche der 8 präsentierten Formen sie selber zu gebrauchen glauben²⁵ und welche Form resp. welche Formen sie für unmöglich halten. Dadurch ergibt sich eine Restgruppe von „möglichen“ Formen, die im Fragebogen weder durchgestrichen noch unterstrichen worden sind.

Ich unterscheide aufgrund dieser Bewertungen zwischen maximal akzeptierten, akzeptierten und nicht akzeptierten Konjunktiv-II-Formen. Um die Antworten quantifizieren zu können, ist jenen Formen, die als nicht-akzeptabel bezeichnet werden, der Wert 0 zugeschrieben worden, jenen, die als akzeptabel „durchgehen“, der Wert 1 und schliesslich jenen Formen, die als Gebrauchsformen markiert werden, der Wert 2. Eine Form, die von allen 29

²⁰ Ich gehe hier davon aus, dass das Verb *bellen* heute von jüngeren Leuten schwach flektiert wird. Allerdings habe ich selber in der Nordwestschweiz noch das starke Partizip gehört.

²¹ Obwohl *fragen* in verschiedenen germanischen Sprachen stark gebildet wird, setzt Seebold (1970: 207) hier kein starkes Verb an.

²² Vgl. Ruoff (1981).

²³ Die Testpersonen sind zum Zeitpunkt des Experimentes knapp 20 Jahre alt und stammen ausnahmslos aus der Zentral- und der Ostschweiz. Ihnen und ihren beiden Lehrern Thomas Fähndrich und Walter Schüpbach sei herzlich für Ihr Mitmachen gedankt.

²⁴ Es sind hier nur die Einschätzungen von Vokalqualitäten, nicht jedoch von -quantitäten erhoben worden.

²⁵ Die Daten sind tatsächlich als subjektive und nicht als objektive Daten zu werten. Es handelt sich um Spracheinstellungen und nicht um Sprachgebrauch.

Testpersonen für eine Gebrauchsform gehalten wird, kann damit den Maximalwert 58 (29 mal 2 Punkte) erreichen.

Die Akzeptanzwerte, die sich auf diese Weise additiv ergeben, sind in der Tabelle 2 für jedes Verb aufgeführt (vgl. Anhang).

4.2 Ergebnisse

4.2.1 Individuelle Reaktionen auf die Testsituation

Es soll hier mit aller Deutlichkeit darauf hingewiesen werden, welche Relevanz den Resultaten, die aus der beschriebenen Testanordnung gewonnen worden sind, überhaupt zugeschrieben werden kann. Neben der zahlenmässigen Einschränkung der Testpersonen sowie der getesteten Verben, die bloss eingeschränkte Generalisierungen zulassen, muss insbesondere der Einfluss der Testanordnung auf die Ergebnisse berücksichtigt werden. Die für jedes der über 40 Verben immer wiederkehrenden Vokalalternanzen können möglicherweise so verwirren, dass die Testpersonen in ihrem Urteil verunsichert werden und sich bestimmte Reaktionsmuster auf das Testdesign einstellen. So scheint es tatsächlich verschiedene Typen von Testpersonen zu geben: solche, die eher dazu tendieren, wenigen Formen Akzeptabilität zuzuschreiben und solche, die eher viele Formen zulassen. Jene, die zu wenigen Formen tendieren, liegen im Extremfall bei einem Durchschnitt von knapp 2 Formen pro Verb, bei jenen, die viele Formen zulassen, sind es dagegen über 5 Formen pro Verb. Dass die Testpersonen in der Regel jedoch mehr als eine der im Test präsentierten Formen als mögliche betrachten und sich überhaupt verunsichern lassen, dürfte aber doch der Natur des Untersuchungsobjektes und nicht jener der Untersuchungsanordnung zuzuschreiben sein und tatsächlich für Unsicherheiten oder Instabilitäten bei den Konjunktiv-Vokalen sprechen.

Sehr viele Testblätter sind mit Kommentaren der Testpersonen versehen. Meistens weisen die Schülerinnen und Schüler darauf hin, dass sie die Konjunktiv-II-Formen zusätzlich mit einem Dentialsuffix oder analytisch mit 'werden' bilden würden.²⁶ Diese Selbsteinschätzung dürfte durchaus ihre Richtigkeit haben. Allerdings scheint sich dieser analytische Konjunktivgebrauch noch nicht derart ausgewirkt zu haben, dass sich interindividuell völlig zufällige Präferenzen für bestimmte Konjunktiv-Vokale abzeichnen würden.

²⁶ Beispiel für den Kommentar einer Testperson: „Ich brauche den Konjunktiv II recht selten bis nie. Ich umgehe ihn meistens. Bsp. Wenn's regnet, de würd de Hund bälle. Vielfach mit würd.“

4.2.2 Allgemeine Ergebnisse

Bei 30 von 47 Verben (darunter auch erwartungsgemäss die schwachen Verben *bellen*, *fragen*, *kaufen*, *pässen*, nicht jedoch *machen*) fallen am meisten Akzeptanzpunkte auf die schwachen Formen. Da 29 dieser Verben mehr als 29 Akzeptanzpunkte haben, kommt diesen schwachen Formen (z. B. *wachs(e)ti* 'wüchse') bei vereinzelt Testpersonen der Status von hoch akzeptierten Formen zu. Der Vokal des Präsensstammes bei sehr vielen starken Verben scheint also dem Sprachempfinden einzelner Testpersonen kaum zuwider zu laufen, was auch daran ablesbar ist, dass die schwachen Formen insgesamt die höchste Punktzahl erzielen. Die „Präsensvokale“ werden als eine genauso akzeptable Möglichkeit zur Konjunktivbildung eingeschätzt wie die Vokalalternanz. Dass bestimmte Vokale im Präsensstamm des Verbs also keineswegs „automatisch“ einen systematischen Vokalwechsel für die anderen Tempusstämme auslösen, kann als ein Indiz für die abnehmende Vitalität des Ablauts gewertet werden, dessen morphologische Kraft durch schwache Flexionen deutlich konkurrenziert wird.

Was die Akzeptanz des erwartbaren Ablauts, des hinsichtlich der alt-/mittelhochdeutschen Bezugswerte „richtigen“ Ablauts sozusagen, betrifft, so zeigen sich deutliche Unterschiede je nach verbaler Ablautklasse (s. Tabelle 3):

Tab. 3: Akzeptanz von Konjunktiv-Vokalen nach den ahd. u. mhd. Ablautreihen

Ablautklasse Vokal Konj.II D/ST	Anzahl getesteter Verben	schwache Flexion am häufigsten	häufigste Ablaute		
			D-Vokal häufigster Ablaut	ST-Vokal Häufigster Ablaut	Anderer Vokal häufigster Ablaut
I <i>i/i*</i>	6	6	1*	1*	5 <i>ie</i>
II <i>u/ö</i>	6	6		2	3 <i>ie</i> <i>ü</i>
III <i>u/ä-ü</i>	5	5		4	2 <i>ä</i>
IV <i>ä/ä*</i>	5	1	5*	5*	
V <i>ä/ä*</i>	7	1	7*	7*	
VI <i>ue/ü</i>	6	5		1	4 <i>ie</i> <i>ä</i>
VII <i>ie/i:=</i>	6	3	6*	6*	

* regelmässige lautliche Korrespondenzen zwischen D(ialekt) und ST(andard):

Tab. 4: Konjunktiv-Vokale bei schwachen Verben

Schwache Verben	1. Rang	2. Rang
<i>fragen</i>	<i>fragt-</i>	<i>frög-</i>
<i>kaufen</i>	<i>chauft-</i>	<i>chief-</i>
<i>machen</i>	<i>miech-</i>	<i>macht-</i>
<i>passen</i>	<i>passt-</i>	<i>piess-</i>

Wie bereits erwähnt, finden die schwachen Formen ohne Vokalalternanz auch bei den starken Verben eine hohe Akzeptanz. In jeder Ablautklasse gibt es Verben, bei denen die schwache Form am meisten Nennungen erhält. Die Anzahl dieser starken Verben, bei denen ein „schwacher“ Konjunktiv bevorzugt wird, scheint aber grösser, wenn sich Dialekt und Standard lautlich nicht direkt entsprechen (Ablautklassen II, III, VI, abgesehen jedoch von der Ablautklasse I).

Die erwartbaren Ablaute haben dann hohe Akzeptanz, wenn sich die Vokale im Dialekt und in der Standardsprache lautlich direkt entsprechen (Ablautklassen IV, V, VII). Bei fehlender lautlicher Korrespondenz, also morphologisch bedingten Unterschieden wie in den Ablautklassen II, III und VI, wird der standardsprachliche Ablaut dem mundartlichen eher vorgezogen. Die ausschliesslich dialektalen konjunktivischen Ablaute *u* und *ue* können am wenigsten Akzeptanz-Punkte erzielen,²⁷ und es zeichnet sich damit ab, dass sich die Exklusivität nur-dialektaler Konjunktivablaute offensichtlich nicht halten kann.

4.2.3 Die Dominanz des *ie*- und *ä*-Ablauts

Bei einer „Akzeptanzverschiebung“ hinsichtlich der Ablautklasse erweisen sich die *ie*- und *ä*-Ablaute (Ablautklasse IV, V, VII) am beliebtesten, und insgesamt erzielen *ie* und *ä* als Ablaute mit geradezu beeindruckendem Abstand die höchsten Werte.²⁸ Die „Stärke“ der *ie*-Konjunktive manifestiert sich nun im Test an drei Sachverhalten: Erstens erscheinen die *ie*-Ablaute als am häufigsten genannte Formen bei den getesteten schwachen Verben. Zweitens werden die *ie*-Konjunktive auch bei der Ablautklasse I bevorzugt angegeben. Drittens sind bei Verben, die regulären *ä*-Ablaut haben und damit zur Klasse

²⁷ Dieses Ergebnis widerspricht deutlich der Vorhersage von Nübling (1997: 113), wonach sich der *u*-Vokal im Zürichdeutschen langfristig als einziges Konjunktivflexiv durchsetzen könnte.

²⁸ Vgl. dagegen Schirmunski (1962: 509): „von den Optativformen der starken Verben sind am dauerhaftesten diejenigen, die entsprechend dem Charakter der Präteritalvokalismus-Umlaut als Unterscheidungsmerkmal gegenüber dem Indikativ haben können (Reihen 2-6).“

IV und V gehören, neben dem regulären *ä*-Ablaut häufig ebenfalls hohe *ie*-Werte festzustellen: z.B. *ääss/liess* zu 'essen', *gääb/gieb* zu 'geben', *gschääch/gschiech* zu 'geschehen', *chääm/chiem* zu 'kommen', *lääs/lies* zu 'lesen', *nääm/niem* zu 'nehmen', *gsääch/gsiech* zu 'sehen' usw.

Wie ist die Vorzugsstellung dieser beiden Ablaute zu erklären? Ich ziehe dafür die vier folgenden Eigenschaften des *ie*- und des *ä*-Ablauts in Erwägung:

1. Frequenz: Die Konjunktiv-Ablaute *ie* und *ä* sind bei einem Drittel der 170 ablautenden deutschen Verben vorgesehen,²⁹ zu denen die hochfrequenten Kurzverben gehören und die damit häufiger als andere Verben auch im Konjunktiv zu erwarten sind (*geben: gääb; gehen: gieng; kommen: chääm; lassen: liess; nehmen: nääm; stehen: statt stüend ständ / stiend; tun: täät*). Entscheidend ist aber meines Erachtens, dass nur die beiden Ablaute, nicht aber ihre „Zugehörigkeit“ zu einem bestimmten Verb durch die häufigsten Verben gesichert sind. Selbst diese häufigen Verben scheinen nämlich nicht „oft genug“ im Konjunktiv vorzukommen, dass sich der eine oder der andere Ablaut sicher mit einem bestimmten Verb verbinden könnte, so dass daraus die obigen Variantenpaare (z.B. *nääm/niem*) resultieren können. Die Häufigkeiten ermöglichen, dass sich *ie* und *ä* als prototypische Konjunktivvokale vor den „seltenen“ Ablauten etablieren können, so dass z.B. *ie* auch bei schwachen Verben realisier- oder zumindest denkbar wird (vgl. Werte bei *machen, passen*). Diese Ablaute können damit - entgegen der Annahme von Kern/Zutt (1977: 36) - durchaus wieder zu produktiven morphologisierten Bildungsmustern werden. Diese Ablaute haben nun aber wenig mehr mit den indogermanischen Ablauten gemein, sondern haben den Status von synchronen Konjunktiv-Infixen.

2. Indikativ/Konjunktiv-Unterscheidung: Die beiden Ablaute *ie* und *ä* haben den Vorteil, dass der Unterschied zum Indikativ lautlich salient ist. Gerade die Bevorzugung von *ie* statt *i* bei der Ablautklasse I scheint nahezu legen, dass der in erster Linie auf Quantitäten basierende Kontrast zwischen (z.B. zürich-deutschem) Indikativ *ich schriib(e)* und Konjunktiv II *ich schrib* (mit leicht offenerer Vokalqualität) sich als zu ungenügend erweist, und ein Ablaut mehr Akzeptanz findet, der zusätzlich einen deutlicheren qualitativen Kontrast beibringt. Entsprechendes ist von der Leistung von offenem/überoffenem *e/ä* zu sagen.

3. Lautentsprechung Dialekt/Standard: Während bei Verben, die ihren Ablaut im Dialekt ursprünglich von einer andern Basis ableiten als die Standardsprache, der dialektale Ablaut eine schwache Position hat, scheinen jene Ablaute, bei denen direkte mundartlich-standardliche Lautentsprechungen vorhanden sind, gesicherter zu sein. Die bloss lautlichen Differenzen zwischen dem standardsprachlichen und dem dialektalen Ablaut haben sich bereits an

²⁹ Nach DUDEN (1984) gibt es im Gegenwartsdeutschen 170 starke Verben, die einen beträchtlichen Teil des Grundwortschatzes abdecken. Davon sind 53 Verben solche, bei denen im Konjunktiv II ein *ä*- oder *ie*-Ablaut zu erwarten ist.

anderen Lexikoneinheiten als erfolgreiche Korrespondenzregeln etabliert, die sich als eine Folge der diglossischen Sprachsituation herausgebildet haben.³⁰

4. Dialektmarkierende Lautqualität: Bei den Ablauten *ie* und *ä* handelt es sich um Ablaute mit zwar regelmässiger standardsprachlicher Entsprechung, diese Ablaute zeichnen sich jedoch gleichzeitig durch markante, lautlich saliente Unterschiede zur Standardsprache aus: Der *ie*-Diphthong als solcher existiert in der Standardsprache nicht, ebenso wenig die in der Schweiz weit verbreitete überoffene *e*-Qualität. Bei diesen beiden Lauten dürfte es sich um schweizerische Schibboleths handeln, die die *ie*-, *ä*-Konjunktive - unabhängig davon, ob ein entsprechendes Verblexem in diese Ablautklasse gehören würde - höchst „dialektal“ wirken lassen. Dieser Nebeneffekt ist möglicherweise nicht zu unterschätzen, da es bei diglossischem Sprachformengebrauch ja „Marker“ braucht, um die sozial geforderte dialektale Sprachform zu signalisieren und von der standardsprachlichen abzuheben.

5. Ausblick

Dass für jedes Verb in der Regel mehrere Konjunktiv-Möglichkeiten angekreuzt werden (und somit alle Ablaute „Punkte bekommen“), deutet einerseits auf Unsicherheiten und damit auf nicht mehr gefestigte „Ablautreihen-Kennntnis“ hin, andererseits dokumentiert es aber auch das Wissen darüber, dass beim seltenen synthetischen Konjunktiv II „exotische“ Vokale vorkommen können, die bei anderen abgelauteten Formen des gleichen Verbs nicht möglich sind. Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, dass die Vokalwechsel zu stilistischen Effekten genutzt werden können. „Unmögliche“ Formen werden nämlich in der Sprechergemeinschaft nicht etwa einfach als falsch rezipiert, sondern sie werden eher humorvoll verstanden („*pfof*“ scherzhaft für ‘pfeifen’“ [Fischer 1989: 292]). Die Variation, die sich eröffnet, lädt also einerseits zum humorvollen Sprachspiel ein, andererseits ermöglicht die akzeptierte Vielfalt synchron „möglicher“ Formen die passende klangliche Einbettung in poetische Texte (siehe einleitend Kurt Marti).

Während bestimmte Ablaute eine marginale Rolle spielen - auch da, wo sie zu erwarten wären -, haben vor allem drei Vokale - unabhängig von der eigentlichen Zugehörigkeit zu einer Ablautklasse - eine herausragende Bedeutung: einmal der Vokal des Präsensstamms des jeweiligen Verbs und dann die Vokale *ä* und *ie*, die den Ablauten der Klassen IV, V und VII entsprechen.

Die deutliche quantitative Präferenz für die *ie*- und *ä*-Ablautung, die sich bei einer zugegebenermassen kleinen Gruppe von Testpersonen offenbart,

³⁰ Zu den Korrespondenzregeln vgl. Auer (1993). Eine lautliche Korrespondenz besteht z. B. zwischen Standard [i:] und Mundart [iə] ([li:p] zu [liəp] ‘lieb’), die auf „neue“ Dialektlexeme übertragen werden kann, die aus der Standardsprache entlehnt werden.

werte ich als Indiz dafür, dass die Ablaute *ie* und *ä* nicht mehr von lautlichen Bedingungen des Verblexems abhängig und damit keine eigentlichen Ablaute mehr sind, sondern den Charakter von „selbständigen“ Konjunktivflexiven bekommen haben, eine Hypothese, die man mit einem zusätzlichen Test anhand von konstruierten Kunstverben mit unterschiedlichen Stammvokalen erhärten müsste. Es scheint nicht ausgeschlossen zu sein, dass *ä* und *ie* zu neuen, sogar beim gleichen Verb austauschbaren Flexiven werden (*chiem/chääm, gieng/gääng*), die - auch das müsste eingehender untersucht werden - möglicherweise im synchronen Zusammenspiel mit der dritten, der schwachen Form zur funktionellen Differenzierung genutzt werden können.³¹

Wohi dass me chiem we me gieng 'wohin man käme, wenn man ginge': Man kommt wahrscheinlich dahin, sich im Zusammenhang mit dem Konjunktiv - was das Schweizerdeutsche betrifft - vom Begriff des Ablauts, der einen systematischen Wechsel bestimmter Vokale meint, zu verabschieden und sich unter den gegebenen Umständen für „Konjunktivflexive“ zu entscheiden.

Literatur

- Auer, Peter (1993): Zweidimensionale Modelle für die Analyse von Standard/Dialekt-Variation und ihre Vorläufer in der deutschen Dialektologie. In: Viereck, Wolfgang (Hg.): Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses. Bamberg, 29.7. - 4.8.1990. Stuttgart, Bd. 2, 3-22.
- Behaghel, Otto (1924): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Bd. II. Die Wortklassen und Wortformen. Heidelberg.
- Bossard, Hans (1962): Zuger Mundartbuch. Zürich.
- Bussmann, Hadumod (1990): Lexikon der Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Stuttgart.
- Christen, Helen (1998): Dialekt im Alltag. Eine empirische Untersuchung zur lokalen Komponente heutiger schweizerdeutscher Varietäten. Tübingen.
- Coseriu, Eugenio (1988): Sprachkompetenz. Tübingen.
- DUDEN (1984). Die Grammatik. 4. Aufl. Mannheim/Wien/Zürich.
- Fischer, Ludwig (1989): Luzernerdeutsche Grammatik. Mit einem Nachwort von Walter Haas. Reprint Hitzkirch.
- Graf, Rainer (1977): Der Konjunktiv in gesprochener Sprache. Tübingen.
- Kern, Peter Chr./Zutt, Herta (1977): Geschichte des deutschen Flexionssystems. Tübingen.
- Lötscher, Andreas (1983): Schweizerdeutsch. Geschichte. Dialekte. Gebrauch. Frauenfeld.
- Marti, Werner (1985): Berndeutsch-Grammatik. Bern.
- McMahon, April M. S. (1994): Understanding Language Change. Cambridge.
- Nübling, Damaris (1997): Der alemannische Konjunktiv II zwischen Morphologie und Syntax. Zur Neuordnung des Konjunktivsystems nach dem Präteritumschwund. In: Syntax und Stilistik der Alltagssprache. Tübingen, 107-121.

³¹ Nach meinem persönlichen Sprachempfinden drückt die *ie*-Variante in der Regel die grössere Distanzierung zu einem Sachverhalt aus.

- Paul, Hermann/Moser, Hugo/Schöbler, Ingeborg/Grosse, Siegfried (1982): Mittelhochdeutsche Grammatik. 22. Aufl. Tübingen.
- Ronneberger-Sibold, Elke (1980): Sprachverwendung - Sprachsystem. Ökonomie und Wandel. Tübingen.
- Ruoff, Arno (1981): Häufigkeitswörterbuch gesprochener Sprache. Tübingen.
- Schirmunski, Viktor (1962): Deutsche Mundartkunde. Berlin.
- Seebold, Elmar (1970): Vergleichendes und etymologisches Wörterbuch der germanischen starken Verben. The Hague/Paris.
- Sonderegger, Stefan (1979): Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Band I. Berlin.
- SDS. Sprachatlas der deutschen Schweiz. (1962-1998) Bd. I-VIII. Bern/Basel.
- Weber, Albert (1987): Zürichdeutsche Grammatik. 3. Aufl. Zürich.
- Werner, Otmar (1970): Vom Formalismus zum Strukturalismus in der historischen Morphologie. Ein Versuch, dargestellt an der Geschichte deutscher Indikativ-/Konjunktiv-Bildungen. In: Steger, Hugo (Hg.): Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen. Darmstadt, 349-384.
- Zimmermann, Hans (1925): Der Konjunktiv in der Alemannischen Mundart des Emmentals. Giessen.

Tabelle 2: Akzeptanz von Vokalen als Konjunktiv-Ablaute³²
 („regelmässig abgelautete Formen“ bezüglich des Mittelhochdeutschen sind verzeichnet)

	<i>i</i> oder helles <i>e</i>	<i>u</i> oder helles <i>o</i>	<i>ä</i>	<i>ue</i>	<i>ie</i> (lese: <i>i-e</i>)	<i>ö</i>	<i>ü</i> oder helles <i>ö</i>	schwache Form
<i>bell</i>		<i>bull</i>	14	2	9	5	3	46
<i>bieten</i>	6	<i>but</i> 2	12	3	25	12	9	38
<i>bleiben</i>	<i>blib</i> 22	8	2	3	34	6	5	38
<i>brechen</i>	14	<i>bruch</i> 3	38	4	23	11	8	29
<i>bringen</i>	13	<i>brung</i> 6	21	1	20	3	4	33
<i>essen</i>	16		<i>äss</i> 35	1	15	1	1	34
<i>fahren</i>	2	6	6	<i>fuer</i> 8	24	6	8	35
<i>fliegen</i>	3	<i>flug</i> 6	1	1	21	13	14	41
<i>fliehen</i>	5	<i>fluch</i> 1	1	1	15	17	13	37
<i>fragen</i>		5	12	3	19	23	6	<i>frogti</i> / <i>fragti</i> 47
<i>geben</i>	4	7	<i>gäb</i> 47	2	19	2	2	27
<i>gefallen</i>	6	3	10	3	<i>gfiel</i> 47	3	3	37
<i>gehen</i>	9	4	33	1	<i>gieng</i> 51	8	3	23
<i>geschehen</i>	9		<i>gschäc</i> <i>h</i> 43	3	21	11	3	29
<i>kaufen</i>	1	11	1	3	16	3	4	<i>chaufli</i> 53
<i>kommen</i>	2	7	<i>chäm</i> 51	1	43	8	2	16
<i>laden</i>	1	8	10	<i>lued</i> 8	15	2	4	41
<i>lassen</i>	7	1	12	2	<i>liess</i> 52	10	2	22
<i>laufen</i>	3	2	1	5	<i>lief</i> 41	3	5	42
<i>lesen</i>	8	3	<i>läs</i> 32	1	30	6	1	32
<i>liegen</i>	7	4	<i>läg</i> 39	1	17	5		25
<i>lügen</i>	5	<i>lug</i> 7	1		7	17	8	42
<i>machen</i>	5	2	10	2	46	8		<i>macht</i> 37
<i>messen</i>	11	4	<i>mäss</i> 23	2	21	1	1	41
<i>nehmen</i>	8	8	<i>näm</i> 44	3	17	6	4	25
<i>passen</i>		2	10	2	12			<i>passti</i> 46
<i>pfeifen</i>	<i>pfif</i> 13	2	6	1	19	3	2	38
<i>rufen</i>	4	1		6	<i>rief</i> 29		1	45

³² Auf dem Fragebogen, den die Schülerinnen und Schüler ausgefüllt haben, ist der einleitende Satz „Wenn s rägneti, de...“ als Hilfeleistung gegeben; zudem sind alle Formen in den jeweiligen Kästchen verzeichnet. Ebenso wird darauf hingewiesen, dass die Vokale kurz oder lang ausgesprochen sein können.

	i oder helles e	u oder helles o	ä	ue	ie (lese: i-e)	ö	ü oder helles ö	schwache Form
<i>schieben</i>	5	<i>schub</i> 6	2	3	23	11	2	42
<i>schlafen</i>	3	5	2	3	<i>schlief</i> 32	9	1	43
<i>schlagen</i>	2	10	14	<i>schlug</i> 7	24	20	1	36
<i>schleichen</i>	<i>schlich</i> 12	1	3	3	28	1	3	39
<i>schreiben</i>	<i>schrieb</i> 11		5	2	23	4	4	36
<i>sehen</i>	4	2	<i>gsäch</i> 43	3	21	2	2	23
<i>stechen</i>	7	<i>stuch</i> 3	<i>stäch</i> 46	3	21	6	2	30
<i>stehen</i>	2	3	30	<i>stuend</i> 3	23	17	16	18
<i>sterben</i>	7	<i>sturb</i> 6	22	1	12	4	8	35
<i>streiten</i>	<i>strit</i> 12	1	1	1	9	1		35
<i>tragen</i>		4	17	<i>trueg</i> 3	8	6	6	43
<i>treffen</i>	8	6	<i>träf</i> 26	2	15	7	2	33
<i>trinken</i>	8	<i>trunk</i> 5	30	1	7	4	1	37
<i>tun</i>	1	3	<i>tät</i> 46	8	12	3		19
<i>verspre- chen</i>	9	4	<i>ver- spräch</i> 36		24	7	2	33
<i>wachsen</i>	4	8	13	<i>wuechs</i>	11	5	19	45
<i>weichen</i>	<i>wich</i> 15	3	2		21	1	2	25
<i>werfen</i>	10	<i>wurf</i> 5	27		12	8	5	32
<i>ziehe</i>	3	<i>zug/ch</i> 4	10		12	15	16	40
	298	192	890	116	1046	324	208	1643